

Pfarrerin Angelika Obert

5. Sonntag nach Trinitatis, 21. Juli 2019, 18 Uhr

Predigt über Matthäus 9, 35 – 10, 1 (2-4) 5 – 10

Die Gnade Jesu Christi und die Liebe Gottes und die Gemeinschaft des Heiligen Geistes sei mit euch allen.
Amen.

Liebe Gemeinde, ist sie denn wirklich mit uns, die Gnade Jesu Christi? Ist mein Blick nicht häufig ziemlich ungnädig, wenn sich in der S-Bahn sitze oder an einer Bushaltestelle stehe? Registriere ich nicht immer schnell, was mich an andern stört oder befremdet: Die ist zu dick oder der spricht zu laut, albern sind die Mädchen, flegelhaft die Touristen... Etwas ungnädig sind wir wohl auch häufig, wenn wir von einer Einladung oder einer Versammlung kommen und uns gegenseitig erzählen, was uns genervt hat und wen wir unmöglich fanden. Und wirklich gnadenlos ist sie in jedem Fall, die öffentliche Debatte um die Menschen, die hier kein Bleiberecht haben sollen. Gnadenlos aber auch das Geraune über eine Kanzlerin, die Schwäche zeigt. Das schnelle, ungnädige Urteil – es ist unter uns nahezu die Normalität – und eher selten ist der gnädige und barmherzige Blick, der sieht, was da andere Menschen vielleicht auch zu tragen haben an Bedrängnis, mit welchen inneren Zwängen, Ängsten und Wirrnissen sie sich wohl herumschlagen.

Ziemlich normal ist es unter uns auch, dass wir uns gegenseitig erzählen, wo man uns schlecht behandelt hat, wie uns Unrecht widerfahren ist, Unverschämtheit und Rücksichtslosigkeit, ziemlich normal, dass wir uns häufig als Opfer von andern sehen – und eher selten, dass wir frei genug sind, nach unserm eigenen Vermögen zu fragen: Was kann ich tun, um diese Welt ein wenig freundlicher, ein wenig barmherziger zu machen? Wir sind doch schließlich alle gewissermaßen rettungslos verwickelt in den Streit der Welt. Wir haben alle unsere Kränkungen, unsere inneren Zwänge und Ängste, unsere Mühsal, unsere Aggressionen auch, unsern Ehrgeiz und unsere Grenzen.

Aber nun wird uns doch gesagt: Ihr seid begnadet. Nicht rettungslos verwickelt – sondern begabt, in all die Wirrsal der Menschenwelt den liebevollen Blick, das heilende Wort, die helfende Tat hineinzutragen. Berufen zur Freiheit der Kinder Gottes, die es begriffen haben: Gott sagt Ja zu all den Menschen in ihrer Not und Wirrnis – und wir dürfen dieses Ja Gottes in unserm Dasein bezeugen. Davon spricht unser Predigttext in sehr radikalen Worten. Er erzählt uns, wie die ersten Christen sich verstanden als Menschen, die Jesus folgten. So steht es im Matthäusevangelium:

Und Jesus zog umher in alle Städte und Dörfer, lehrte in ihren Synagogen und predigte das Evangelium vom Reich Gottes und heilte alle Krankheiten und alle Gebrechen. Und da er das Volk sah, jammerte es ihn; denn sie waren geängstet und zerstreut wie die Schafe, die keinen Hirten haben. Da sprach er zu seinen Jüngern: Die Ernte ist groß, aber wenige sind der Arbeiter. Darum bittet den Herrn der Ernte, dass er Arbeiter in seine Ernte sende.

Und er rief seine zwölf Jünger zu sich und gab ihnen Vollmacht über die unreinen Geister, dass sie die austrieben und heilten alle Krankheiten und alle Gebrechen. (...)

Diese zwölf Jünger sandte Jesus aus, gebot ihnen und sprach: Geht nicht den Weg zu den Heiden und zieht nicht in eine Stadt der Samariter, sondern geht hin zu den verlorenen Schafen aus dem Hause Israel. Geht aber und predigt und sprecht: Das Himmelreich ist nahe herbeigekommen. Macht Kranke gesund, weckt Tote auf, macht Aussätzige rein, treibt böse Geister aus. Umsonst habt ihr's empfangen, umsonst gebt es auch. Ihr sollt weder Gold noch Silber noch

Kupfer in euren Gürteln haben, auch keine Tasche für den Weg, auch nicht zwei Hemden, keine Schuhe, auch keinen Stecken. Denn ein Arbeiter ist seiner Speise wert. Matthäus 9, 35 – 10, 1 (2-4) 5 – 10

Liebe Gemeinde, wir müssen uns nicht vorstellen, dass es genauso war, wie Matthäus hier schreibt. Müssen nicht denken, dass Jesus sich vor seine Jüngerinnen und Jünger stellte und ihnen genau diese Rede hielt. Vorstellen dürfen wir uns allerdings, dass Jesus mit dieser Erwartung lebte: Alle, die mich verstanden haben, alle, die Gottes Gnade verstanden haben – werden es so machen wie ich: Sie werden den liebevollen Blick haben, der die Not sieht – sie werden heilen und helfen. Sie werden nicht zuerst darauf aus sein, sich selbst ein sicheres Auskommen und einen anerkannten Platz in der Gesellschaft zu verschaffen. Sie werden vielmehr den Gequälten, An-den-Rand-Gedrängten zum Leben verhelfen.

Vorstellen müssen wir uns auch, dass der Evangelist Matthäus zu Menschen spricht, die selbst arm sind und an den Rand gedrängt – in einer Welt, in der es nun noch ungleich härter und erbarmungsloser zugeht als heute: Es gab ja keine hochentwickelte medizinische und soziale Versorgung für die Kranken. Sie waren ganz und gar angewiesen auf die Barmherzigkeit ihrer Mitmenschen. Fast 2000 Jahre später können wir das, was Matthäus schreibt, nicht mehr als wörtliche Handlungsanweisung hören. Wir dürfen dankbar sein, dass es eine medizinische Wissenschaft gibt und auch eine Sozialwissenschaft und eine psychologische Wissenschaft, dass es Institutionen gibt, die für die Leidenden und Benachteiligten da sind. Ja, dankbar können wir auch dafür sein, dass es anders kam als der Evangelist Matthäus es wollte, dass es nun doch eine weltweite Kirche gibt, eine Kirche, die hier bei uns gar keine bitterarme Kirche ist und uns auch keine bittere Armut abverlangt, eine Kirche, auf deren Dasein wir uns verlassen können, auch wenn wir gar nicht viel dafür tun. Vielleicht wird sich das ja eines Tages auch wieder ändern. Vielleicht wird die Zeit kommen, wo die Christen auch hier in Deutschland wieder nur eine Bewegung sein werden von Menschen, denen für ihren Glauben gar keine gut ausgestattete Institution zur Verfügung steht. Vielleicht werden sie dann wie am Anfang ganz und gar mit ihrem eigenen Einsatz einzustehen haben für ihr Vertrauen auf die Barmherzigkeit Gottes in einer unbarmherzigen Welt. Aber natürlich – um unsern eigenen Einsatz geht's auch heute. Um unsern eigenen Einsatz geht's immer, wenn es denn gilt, die Gnade Jesu Christi, die Liebe Gottes, die Gemeinschaft des Heiligen Geistes in dieser Welt zu bezeugen. Dafür kann keine Institution eintreten. Das ist eine Frage unserer eigenen Haltung, unseres persönlichen Daseins und Mitseins in dieser Welt.

„Da Jesus das Volk sah, jammerte es ihn, denn sie waren geängstet und zerstreut wie Schafe, die keinen Hirten haben...“.

Nein, Jesus macht es nicht wie wir, er kennt keinen ungnädigen Blick. Er regt sich nicht auf, weil die Einen zu faul sind, die andern zu frech und die dritten zu dumm. Er sieht vielmehr in ihnen allen Menschen, die von Angst besessen sind, irgendwo stecken geblieben und gelähmt, irgendwie verloren in den Herausforderungen ihres Lebens. Es sind so Viele, die nichts wissen von Gnade und Liebe – so viele, die keinen Weg ins Freie finden... Menschen in realem Elend, Menschen in seelischem Elend – und die Frage an uns ist: Können wir das auch sehen? An der Bushaltestelle, in der S-Bahn – wo auch immer? Haben wir den Blick, der nicht gleich auf Distanz geht, urteilt und verurteilt? Und wenn wir ihn nicht haben, können wir uns vielleicht vorstellen, dass er neben uns steht, der Menschensohn, da, wo wir gerade genervt auf die Andern schauen – können wir uns vorstellen, wie er auf diese Andern sehen würde? Noch vor allem Helfen-wollen und Gut-sein-wollen ist, denke ich, der liebevolle Blick gefragt, der im Nächsten einen Menschen erkennt, der ist wie ich – auch dann, wenn ich meine, dass ich doch nun wirklich ganz anders und viel besser bin.... Mein ungnädig herablassender Blick – er zeugt am Ende nur davon, dass ich eben doch auch eher zu denen gehöre, die jede Zumutung abwehren müssen, weil sie geängstet und zerstreut durchs Leben treiben.

Aber nein, gerade weil es so Viele sind, denen das Leben eben nicht so einfach gelingt, muss es doch auch die andern geben, die trösten und ermutigen, stärken und heilen. Jesus traut ihn uns zu, den mitfühlenden, verstehenden Blick, traut sie uns zu, die Geduld miteinander, die Bereitschaft, die Herausforderungen der großen Not unter den Menschen anzunehmen.... so, wie er sie angenommen hat. Vollmacht gibt er seinen Jüngerinnen und Jüngern, die nun alles andere als Spezialisten sind in Menschenführung und perfekter Lebensführung. Kleine Leute sind sie, unbedeutende Fischer, abgehängt da oben in Galiläa, weit weg von der Hauptstadt Jerusalem. Leute, die die Härten des Lebens kennen, die keine großen Ansprüche haben, die sich nicht einbilden können, irgendwie zu den Arrivierten zu gehören. Ihnen zuerst hat er gezeigt, dass sie nicht ohnmächtig sind, keineswegs abgehängt, nicht unbedeutend, sondern: berufen. Sie können etwas von Gottes Reich begreifen, gerade weil sie im Spiel um Macht und Einfluss nicht mitspielen können. In der so ganz anderen, so viel barmherzigeren Gemeinschaft des Menschensohns Jesus erleben sie Freiheit und Würde und ja, sie lassen es sich sagen: Ihr könnt das weitergeben, so, wie ich es kann. Und für sie war es gewiss klar: Wir geben weiter, was uns geschenkt worden ist: Dass Jesus uns angesehen hat mit liebevollem Blick, dass er uns ernst genommen hat, uns etwas zugetraut hat, dass er uns Würde, Freiheit, Mut, erfülltes Leben geschenkt hat, das gilt es weiterzugeben.

Für uns ist es vielleicht nicht immer so klar, dass er auch uns gilt, der liebevolle Blick, der uns ernst nimmt und uns etwas zutraut, dass das auch uns geschenkt ist: Würde, Freiheit, Mut zu einer ganz andern Gemeinschaft. Dass wir eben nicht rettungslos ausgeliefert sind einer ungnädig fordernden und richtenden Welt, sondern begnadet sind, dem Gesetz der Liebe Gottes zu folgen. Nicht immer ist uns klar, nicht immer war es der Christenheit klar, dass ‚Vollmacht‘ eben nicht bedeutet, die Wahrheit zu kennen und darüber zu befinden, was recht und was nicht recht ist, sondern dass die Vollmacht gerade im Verzicht auf das Verurteilen besteht, in der Befähigung zu einer Liebe, die nichts will als dem verstörten Leben aufhelfen.

Es kann schon sein, oft genug, dass uns die „Gnade Jesu Christi“ in der Realität unseres Lebens ein abstraktes Fremdwort bleibt, dass sie überhaupt nicht bei uns ankommt in den Mühen unseres eigenen Daseins und wir darum auch mit einigem Recht sagen: Ich bin selbst geängstet und zerstreut, mühselig und beladen. Ich kann es nicht – mitfühlen, trösten, ermutigen, annehmen. Ich bin auch nicht frei von den bösen Geistern der Wut und des Hasses. Aber dann können wir uns doch fragen, ob wir dabei stehen bleiben wollen. Oder ob es nicht doch möglich ist, zurückzufinden in dieses Versprechen: Das Ja zu deinem Leben ist dir so tief geschenkt, es umfasst dein Dasein vollkommen. Du hast die Kraft, du bist begnadet, befähigt zur Gemeinschaft derer, die der Spur des Menschensohns folgen.

Von Jesus selbst wissen wir, wie er sich immer wieder in die Stille zurückgezogen hat. Vielleicht brauchen wir das auch viel mehr: die Stille und das Gebet. Gewiss brauchen wir die Erfahrung der Freude am Leben, ja, dass wir uns auch selbst gut sind. Wenn wir uns denn zu denen zählen wollen, die mitarbeiten wollen im Weinberg des Herrn, dann ist uns auch das aufgegeben, immer wieder die Wege dahin finden, dass uns die Gnade Jesu Christi wirklich erreicht und mit ihr die Vollmacht, die Kraft, etwas davon weiterzugeben. Amen.